

Erscheinung täglich mit Ausnahme des Sonntags.

Die „Gießener Familienblätter“ werden dem „Anzeiger“ viermal wöchentlich beigelegt, das „Kreisleitungsblatt für den Kreis Gießen“ zweimal wöchentlich. Die „Landwirtschaftlichen Zeitungen“ erscheinen monatlich zweimal.

Gießener Anzeiger

General-Anzeiger für Oberhessen

Rotationsdruck und Verlag der Brühl'schen Universitäts- und Buch- und Binderei.
H. Lange, Gießen.

Schriftleitung, Geschäftsstellen, Druckerei: Schulstraße 7. Geschäftsstellen: 5501, Schulleitung: 55112. Adresse für Telegramm: Anzeiger Gießen.

Dauer der hessischen Abgeordnetenmandate.

Es ist bekannt, daß die hessische Regierung die zweite Kammer für den Monat Dezember einzuberufen gedenkt. Da wirft sich von selbst die Frage auf, ob denn die im regelmäßigen Turnus auscheidenden Abgeordneten — für die es hätte gewählt werden sollen, wenn der Krieg nicht gekommen wäre — noch eine Legitimation für ihr Mandat haben. Diese Frage muß bejaht werden. Und zwar nicht nur aus dem Vorlaute des betreffenden Artikels des Wahlgesetzes, sondern auch aus der Geschichte dieses Artikels 64. Diese Geschichte soll hier dargestellt werden.

Der angeführte Artikel lautet: Das Mandat derjenigen Abgeordneten zur zweiten Kammer, welche in Gemäßheit der Bestimmungen im ersten, zweiten und fünften Absatz des Artikels 61 aus der zweiten Kammer ausgetreten haben, ist mit dem Tage als erloschen zu betrachten, an dem die Neuwahlen erfolgen. (Zum besseren Verständnis sei hier bemerkt, daß der Artikel 61 die Dauer der Abgeordnetenmandate auf sechs Jahre festsetzt.)

Der Vorlaute des Artikels 64 wurde aus den früheren Wahlrechtsvorlagen aufstandslos übernommen. Darum auch ist in den Motiven der letzten Gesetz gewordenen Vorlage von 1900 zu dem Artikel in einzelnen nichts weiter gesagt. Wohl aber heißt es dort in der allgemeinen Begründung: „Insofern der Entwurf mit der auf dem 32. Landtag eingebrachten Vorlage übereinstimmt, kann hiernach auf die der letzteren beigegebenen Begründung, sowie auf die von dieser angezogene Begründung der dem 31. Landtag vorgelegten Regierungsvorlage Bezug genommen werden. Die nachfolgende Begründung beschränkt sich darauf, insofern Veränderungen zu geben, als die neue Vorlage von der vorerwähnten abweicht oder als sonst die ständischen Verhandlungen des 32. Landtags hierzu Anlaß geben.“ Es wird also hier ausdrücklich auf die Vorlagen verwiesen, die den 32. und 31. Landtag beschäftigten. Bereits in der Rotbeschen Vorlage von 1901 auf dem 31. Landtag erschien ebenfalls der in Rede stehende Artikel und zwar unter Ziffer 57. Hierzu wurde folgende Begründung gegeben:

„Dieser Artikel gibt den Inhalt des einzigen Artikels des Gesetzes vom 5. Mai 1875, die Wahlen zur zweiten Kammer der Stände betraf, wieder. Jedoch ist die Veränderung vorgenommen worden, daß das Mandat nicht bis zum Tag der Anordnung der Neuwahlen, sondern bis zum Tag der Neuwahlen selbst dauern soll, damit auch tustlich in der Zeit von der Anordnung bis zum Tag der Neuwahlen die zweite Kammer vollbesetzt ist. Das Gesetz vom 5. Mai 1875 war nur erlassen worden, um auszuschießen, daß, nachdem Neuwahlen stattgefunden hätten, angenommen werden könne, daß neben den neuen Mandaten die alten noch bis zum kalendarischen Ablauf der 3 bzw. 6 Jahre gültig seien.“

Im damaligen Ausschußbericht wurde (zum Artikel 57) ausgeführt:

„In diesem Artikel wird eine nicht unwesentliche Änderung des bisherigen Rechtszustandes vorgeschlagen. Das Gesetz vom 5. Mai 1875 hatte den nach dieser Richtung unvollständigen Art. 48 des Wahlgesetzes vom 8. November 1872 dahin präzisiert, daß das Mandat derjenigen Abgeordneten, welche nach Ablauf der ersten 3 Jahre, bzw. nach Ablauf des sechsten Jahres ausgetreten hätten, falls im Laufe des dritten, bzw. sechsten Jahres ein neuer Landtag berufen werden sollte, mit dem Tage als erloschen zu gelten habe, an welchem die Anordnung zur Neuwahl erfolgt. Der Entwurf dagegen will, daß das Mandat erst mit dem Tage erloschen sein soll, an welchem die Neuwahlen stattfinden. Es ist diese Veränderung durchaus zu begrüßen, da sich Fälle denken lassen (z. B. die Vorstandsfrage des Jahres 1893), in welchen es dringend wünschenswert ist, eine vollbesetzte und beschlußfähige Kammer auch für die

Zeiten berufen zu können, in welchen die Wahlzeit der Hälfte tatsächlich abgelaufen ist.“

Der Artikel wurde von der zweiten Kammer am 20. Juni 1902 ohne Erörterung angenommen. In der folgenden Wahlrechtsvorlage von 1903 erschien der Artikel wieder als Artikel 58, aber auch wieder mit einer wesentlichen Änderung, in folgendem Wortlaut:

„Das Mandat derjenigen Abgeordneten zur zweiten Kammer, welche in Gemäßheit der Bestimmungen im ersten, zweiten und fünften Absatz des vorigen Artikels aus der zweiten Kammer ausgetreten haben, ist mit dem Tage als erloschen zu betrachten, an welchem die Neuwahlen erfolgen.“

In der Begründung dieses Artikels heißt es: „In diesem Artikel sind nach dem Wort „ist“ die Worte: „wenn im Laufe des dritten, bzw. sechsten Jahres der Wahlperiode ein neuer Landtag berufen werden soll“ gestrichen worden. Hierdurch wird erreicht, daß jederzeit eine vollbesetzte Abgeordnetenkammer vorhanden ist und daß auch dann, wenn aus irgend welchen Gründen die Neuwahlen sich verzögern sollten, die alten Mandate nicht etwa vorher mit dem Ablauf des dritten bzw. sechsten Jahres der Mandatsdauer erloschen, sondern über diese Termine hinaus bis zum Tage der Neuwahlen der Abgeordneten in Kraft bleiben.“

Bei der Beratung der Vorlage im Kammerplenum wurde der Artikel so ohne Aussprache einstimmig angenommen, auch die erste Kammer stimmte ihm zu.

Ein Vergleich zeigt, daß der Vorlaute dieses Artikels vollkommen mit dem heutigen Artikel 64 übereinstimmt. Die Motive für jenen gelten auch für diesen, wie schon begründet, so daß also der Sinn des heutigen Artikels 64 zweifellos feststeht, nämlich daß die jetzt eigentlich ablaufenden Mandate noch bis zu den Neuwahlen Gültigkeit besitzen.

Eine andere Frage ist, wann diese Neuwahlen stattfinden müssen. Der Artikel 68 des Wahlgesetzes schreibt ausdrücklich für 30 namentlich aufgeführte Wahlkreise Neuwahlen in 1914 vor. Eine etwaige — und höchstwahrscheinliche — Verschiebung dieses Termins bedarf somit einer Gesetzesänderung.

Im Weichsellande bei Mloclaw c.

Das Weichselland auf jener Seite, wo der große Strom südlich von Thorn seine trüben Wasser langsam der deutschen Grenze entgegenwölbt, ist der Schauplatz, wo es den deutschen Waffen vergangen war, den andringenden russischen Streitkräften so schwere neue Schläge zu versetzen. In beiden Seiten des Flusses, haben im Gouvernement Warschau, drüben im Gouvernement Plozk sich die Russen zurückgeworfen worden. Es ist ein alter geschichtlicher Boden, auf dem hier gekämpft worden ist; es ist das Land der einstigen Herzogtümer Masowien und Kujawien, die ja beide später im polnischen Gesamtreiche aufgegangen sind. Die wechselnde Geschichte dieser Landschaft spiegelt sich auch in der Schilderung der Bevölkerung, in der noch heute verschiedene Stämme erkennbar sind. Neben dem polnischen Varnen liegt hier weithin der Weichsel die alte kujawische Bevölkerung, während östlich, im Gouvernement Plozk, die Masuren einen großen Teil der bürgerlichen Bevölkerung stellen; und schließlich kommen als weiteres, in dieser ganzen Gegend sehr bedeutendes Bevölkerungsselement noch die Juden hinzu, deren Zahl besonders in Plozk sehr erheblich ist. Von diesen verschiedenen Stämmen sind die Masuren besonders interessant. Sie pflegen das Hauptberuf über der Stern ihre zu führen, sonst aber lang herabfallen zu lassen und lang herabhängende Schwärze zu tragen. Gleich den Russen tragen sie das Hemd über den Brustleibern, durch einen wollenen Gürtel zusammengehalten, darüber eine Art Kasack von weißer oder schwarzer Farbe, den Sukman, und auf dem Kopfe eine niedrige Schafschmähne, im Sommer wohl auch einen niedrigen Strohhut. Der einstige Herzog von Masowien pflegte im festen Plozk zu residieren, aber die alte Hauptstadt von Kujawien muß man in der Einsamkeit und in der Ein-

öde suchen. Das ist Weichsel, das durch den Weichsel „Strajawos“ gekennzeichnet und von dem ständigen Weichsel, der bekanntlich seinen Ursprung im Riesengebirge hat, herkommt. Er ist ein mächtiger, von Mloclaw her, der viele eintägige Weichsel, hat noch erkennbar an ihren alten Mauern und Gebäuden, die hier, und interessiert durch eine bis ins 13. Jahrhundert zurückreichende Kirche. Aber sonst ist die alte Verklüftung der kujawischen Hauptstadt, die, vom Strande der Weichsel verläßt, heute nur noch ein kleines, verlassenes Landstädtchen ist.

Die beiden Mittelpunkte dieses Weichsellandes bilden die Städte Mloclaw und Plozk. Beides sind alte Orte, alte Ankerpunkte des Fluß- und Landverkehrs. Mloclaw liegt auf dem linken Weichselufer und gehört also zum Gouvernement Warschau, während der Gouvernementsstadt Plozk sich auf dem rechten Weichselufer befindet. Diese Lage bedingt die Verschiedenheit der beiden Städtebilder; denn auf dem ganzen Laufe der Weichsel von Romo-Georgiewosk ist das rechte Weichselufer das hohe, welches weithin das weiche Flachland beherrscht. Bei Plozk steigt das rechte Weichselufer bis zu 60 Mtr. an, und so bietet die Stadt, mit Alt- und Neustadt, über und an dem Flusse sich ausdehnend, ein hübsches Bild, das besonders von den hochgelegenen Domanlagen bedeutend wirkt. Der Dom von Plozk stammt noch aus dem 12. Jahrhundert, und es birgt dies altägyptische Bauwerk so manches alte polnische Königs- und Herzogsgrab, wie denn überhaupt der Reichtum der Stadt an Kirchen ein bereicherndes Zeugnis ihrer einstigen Herrlichkeit und ihrer wandlungssoffenen Geschichte bildet. Hier gleiten auf dem breiten Ströme die Schiffe vorüber, die von Warschau die Weichsel flussaufwärts fahren. Oft ist es eine schwermütige Schiffsahrt, denn die Weichsel ist ein unüberwindliches Wasser, das bisher unreguliert geblieben ist, und wiederholt im Jahre tritt der Strom aus, um dann nach Weiden hin das Land weithin zu überflutet. Besonders im Hochsommer ist die Schiffsahrt dadurch sehr empfindlich gehindert.

Unter dem regen Fluß wird der Stromlauf wieder einjam und er fließt es auf eine lange Strecke, bis endlich Mloclaw als gemeinsamer Ankerpunkt des Eisenbahn- und Flußverkehrs in Sicht kommt. Mloclaw hat an Regelmäßigkeit und Annehmlichkeit, denn selbst die Gouvernementsstadt Plozk übertrifft. Zwar nicht so alten Datums wie Plozk ist doch auch Mloclaw eine der ältesten Städte Polens, deren Geschichte bis ins 11. Jahrhundert zurückzuführen ist. Mehr als einmal haben hier schon die Deutschen Kämpfe geliefert; im 14. wie im 15. Jahrhundert sind die Scharen der Teutonenherren bis nach Mloclaw vorgedrungen, das sie mit Gewalt zerstört haben. Die bedeutendsten Gebäude der Stadt sind die Kathedrale und das Bischofschloß, jene ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes, stattliches, von zwei Türmen gekröntes Bauwerk, das der Weichsel, dies eine ansehnliche Residenz aus dem 18. Jahrhundert. Neben dem Handel hat in Mloclaw auch die Industrie sich angesiedelt, und besonders für Textilindustrie sind die Zellulosefabriken von Interesse, die viel Zeitungspapier in das weiche Flachland liefern. Denn an Holz fehlt es in der Nachbarschaft nicht und besonders ist das Gouvernement Plozk reich an Wäldern, meist Tannen und Fichten. Dies Land östlich der Weichsel ist im ganzen ein wenig einladendes, düsteres Gebiet, während auf der anderen Seite des Stromes nicht sowohl der dunkle Wald als ausgebreitete Ackerbau vorherrscht. Es ist ein guter Weizenboden, den das Volk hier bearbeitet. Aber einseitig ist das Land auch in dieser Teile; und wer etwa mit dem Auge von Thorn nach Mloclaw fährt, der wird zu beiden Seiten nur auf die weite, ununterbrochene Ebene, aus der nur hier und da einmal ein dürftiges Dorf sich erhebt. Es ist ein Land, über dem der Hauch der Schwermut ruht, und schwermütig sind ja auch die Weiden, die das Volk am Weichselströme singt und liebt. Viel hat es im Laufe der Jahrhunderte erfahren müssen, seit es von seinen eigenen Vorfahren in Weichsel und Plozk regiert wurde, und wieder gibt jetzt die Geschichte mit ihrem unbarmherzigen Schwerte durch das Land um das rührige Mloclaw.

100 000 000 Briefe.

Man wird gegenüber den zahlreichen mehr oder minder berechtigten Klagen gegen die Feldpost müder gestimmt, wenn man vernimmt, was sie zu leisten hat. Im deutsch-

Ein neues Heimatmuseum.

Willege des Heimatmuseums auch in Kriegsjahren.

Aus Hannover wird uns geschrieben: Auch ein einzelnes Reich deutscher Kultur ist's, daß man allüberall in deutschen Ländern in den letzten Jahren so erfolgreich bestritten war, den Heimatmuseen zu pflegen. Das vielfach deutsche Kulturleben mit all seinen Erscheinungen zu wahren, Ueberlieferungen in dem Kreise zu erhalten, in dem es heimatsrechtlich ist, und wo es am besten verstanden werden kann. So entstanden in allen deutschen Gauen jene Heimatmuseen, die mit ihren Sammlungen dem Forscher einen unerschöpflichen Quell des Studiums darbieten. Besonders im niederrheinischen Land entstanden vaterländische Museen (Eifel, Hannover usw.) oder Museen und Sammlungen von Heimatverreinen, Freilichtmuseen, ja, es wurden sogar Vorläufer angelegt, die von ganz besonderer Eigenart sind (Walsede, Hermannsburg in der Lüneburger Heide usw.).

Die Betätigung im Sinne der Heimatpflege hat sogar während dieses Krieges nicht nachgelassen. Der Heimatmuseen, einmal gewandt, erlaubt so leicht nicht wieder, und es gibt Männer, die auch während der Kriegsjahre den Schatz der Heimat nicht aus den Augen lassen, die in dieser Zeit sogar neue Pläne fassen. So plant der Dämmelinger Heimatbund die Errichtung eines Heimatmuseums bei Othmar. Der Kreis Dämmeling liegt unweit der holländischen Grenze im Regierungsbezirk Osnabrück, in nächster Nachbarschaft des Emslandes. Der Dämmeling oder Dämmelung ist eine ganz eigenartige Landschaft. Inmitten von Mooren und Seeden erhebt sich dort in der Nähe der Ems ein sandiger Hügelzug, der die Wasserscheide zwischen den kleinen Trüfflächen Soage (an dem Osnabrück liegt) und Veda (an dem das ostfriesische Meer gelegen ist) bildet und im Windberge bei Wörger die höchste Höhe mit 94 Meter erreicht. Der Hauptort und Sitz des Landratsamts des (politischen) Kreises Dämmeling ist der kleine Ort Sögel. Die Gegend ist arm und überaus schwach bevölkert, der ganze Kreis zählt etwa 16 000 Einwohner in 35 Landgemeinden. Und doch hat er sich in den letzten Jahren wirtschaftlich gut entwickelt; deutscher Fleiß hat auch diese Gegend erheblich vorwärts gebracht. Trotz seiner Armut und Abgeschlossenheit besitzt der Dämmeling eine alte, bodenständige Kultur, die mancherlei Wertvolles hervorgebracht hat, z. B. an Leinwandweben. Der Dämmelinger Heimatbund will nun in dem geplanten Heimatmuseum seine Kultur der Nachwelt erhalten, ähnlich wie das in der Lüneburger Heide in den oben genannten Vorjahren geschah. Ein Stück Land zur Errichtung des Museums ist bereits erworben; in diesem sollen Dämmelinger Landeserzeugnisse, alt-dämmelinger Trachten und Gerätschaften in guter Ordnung, alles an seinem Orte, aufgestellt werden. Auch geschichtliche und vorge-schichtliche Funde will man hier, im Lande des Hunnenkönigs Eurwald, aufbewahren. Ein Vogelkudelpark soll das, stille, in bühnenförmiger Weise am erbaute Heimatmuseum umgeben. Nieder-sachsen wird damit um ein eigenartiges Vorjahren bereichert. D. W.

Wie die Bilder der Londoner Nationalgalerie gegen die Zepeline geschützt werden. Die Engländer, die in diesen drangvollen Zeiten noch den Besuch begehren sollten, der Nationalgalerie in London einen Besuch abzu-lassen, finden diese berühmte Stätte der Kunst festlich verändert. Während sie durch den Anblick der Schönheit ihre Gedanken von den Sorgen des Tages ablenken wollen, werden ihre Blicke sogleich wieder auf die Kriegsgefahr hingewiesen, denn die Museumsverwaltung hat umfassende Vorkehrungen getroffen, um ihre kostbaren Schätze gegen die Bomben der Zepeline zu schützen. An den Wänden, von denen sonst strahlende Meisterwerke glänzten, herrscht gähnende Leere. Die und da hängen als melancholische Ueberbleibsel der einstigen Pracht ein paar Bildchen von geringerem Wert, die sonst in die Vitrinen oder in die Kasse der Decke verbannt waren. In anderen Sälen, wo die Kunstwerke nicht so dicht beieinander waren, sieht es noch etwas besser aus; aber auch hier spürt man sofort über einem großen eisernen Wasserbehälter, der in der Mitte eines jeden Museumsraumes aufgestellt ist. Die vorjüngliche Verewaltung hat hier die genügenden Wassermengen versammelt, damit die Löscharbeit im Falle einer durch Bomben hervorgerufenen Feuersbrunst sofort beginnen könne. Man ganzen sind mehr als 250 Bilder aus der englischen Nationalgalerie entfernt und in bombensichere Gewölbe gebracht worden. Man fährt mit dieser „Internierung“ der Bilder weiter fort, und die Zahl der aus dem Museum entfernten Werke wächst von Tag zu Tag. Unter den in Sicherheit gebrachten Gemälden befinden sich Raffael's „Madonna“ und „Heilige Katharina“, Velasquez's „Jenus und Cupido“, ein Bild, das vor einigen Monaten durch das Attentat einer Suffragette beschädigt wurde, dann Rubens' „Artiel des Boris“, Rembrandt's Selbstbildnis, Murillo's „Johannes der Täufer und das Lamm“, Holbeins „Gesandte“ und sein Porträt der „Herzogin von Mailand“. Der Wert all dieser Werke beläuft sich auf viele Millionen und läßt sich nicht genau abschätzen. Auch Privatleute, die dem Museum Bilder als Leihgabe überlassen hatten, sind ängstlich geworden und haben ihre Schätze sogleich zurückverlangt, um sie möglichst in Sicherheit zu bringen.

Die Erneuerung der Dresdener Hofkirche. Das letzte Werk des römischen Barockstils, das letztmalig auf deutschem Boden steht, die von dem Italiener Gaetano Chiodini erbaute katholische Hofkirche in Dresden, hat in den letzten Monaten eine bemerkenswerte Erneuerung und Wiederherstellung erfahren. Chiodini hatte den Bau verlassen, bevor er vollendet war, und man darf wohl annehmen, daß er das Innere nicht in den Zustand grauer Mauerwerk geblieben hätte, in dem es sich bisher befunden. Wie die Kunstchronik mitteilt, ist man in geradezu außerordentlicher Weise die Wirkung des Kircheninneren zu einem künstlich reichen Bilde geformt worden. Man benutzte die notwendigen Instandsetzungsarbeiten, um nicht nur einen reicheren Schmuck anzubringen, sondern durch farbige Belebung den Raum auf das prächtigste zu geben. Die beiden Seitenschiffe wurden in Marmorplatten und weichen Farbtönen derart abgeteilt, daß die architektonische Gliederung der Wandflächen kräftig hervortritt.

Im Hauptsaal wurden die Deckenmalereien oberhalb der Pfeiler im Einklang mit den marmornen Säulen des Hauptaltars neuhergestellt und die zugehörigen Kapellen verputzt; ferner erhielten die Hauptfenster wohlbestimmte Farbentöne und die Stuck-lappen der oberen Pfeilerreihe neue Ornamente. Im Oberen Saal aber befestigte man die ganz zwecklos bemalten Rippen, die gar keine architektonische Bedeutung haben, so daß das Gewölbe zu einer großartigen Raumwirkung gesteigert wurde. Ueberhaupt hat das Ganze an feillicher Pracht ungemein gewonnen und kommt jetzt zu voller Geltung. Die Erneuerung der vier Kapellen wurde auf friedliche Zeiten verschoben; dagegen schreitet die Wiederherstellung des Chores der Kirche immer weiter fort. Vor allem wurde bei dem großartigen Mauerwerk der Defensivität befestigt, weil unter ihm die Bewehrung des Sandsteins nur fortgesetzt, ohne daß man sie bemerkt. Der Bildhauer Kattell, der diese reichbewehrten Skulpturen geschaffen, hat leider bei der Befestigung der verbleibenden Stücke, aus denen manche Figuren zusammengesetzt sind, eiserne Klammern benutzt, die rosteten und so zur Verwüstung des Sandsteins beitrugen. Die Figur des Johannes des Täufers war so schlimm verwittert, daß sie durch eine neue ersetzt werden mußte, während die Reste der ursprünglichen Plastik ins Kunstgewerbemuseum gebracht wurden.

Funde von Hünengräbern auf der Insel Amager. Die kleine dänische Insel Amager, deutsch Amak, die, durch das schmale Fährwasser Kallebodstrand von Seeland getrennt, im Grunde liegt, wurde zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Holländern besiedelt, deren Nachkommen noch heute ihre alte Kleider-tracht und Sitten beibehalten haben. Auf die Geschichte dieser Insel, die bisher völlig im Dunkel lag, fällt nun ein interessantes Licht durch einen bedeutsamen Fund, der hier gemacht wurde. Wie das Aftenbladet meldet, fand man auf der Insel auf einem Grabhügel von 3 1/2 Mtr. Höhe und 30 Mtr. Durchmesser, und der Archäologe Haer vom Nationalmuseum in Kopenhagen, der die sogleich systematisch unternommenen Ausgrabungen leitete, entdeckte drei Hünengräber, in denen wichtige Funde aus der Bronzezeit gemacht wurden. Das älteste Grab stammt aus der Frühperiode des Bronzealters und wird von Haer in die Zeit um 1200—1000 v. Chr. gesetzt. Es enthielt einen Sarg aus Baumrinde, wie ähnliche mehrfach an der jütischen Küste gefunden wurden. Das zweite Grab bestand aus einer Steinkiste, die unter den verbrannten Gebeinen Riemens- und Gürtelschmuck aus Bronze aufwies. Es gehörte einer späteren Zeit an und war über dem ersten errichtet. Einige Meter davon befand sich ein drittes Grab, in dem ein Eisenfaß auf einem Steinunterbau von Riemenslänge gefunden wurde. Darin lag ein Miniaturschwert von Bronze mit großem Doppelhieb, ferner ein Schermesser und eine stark beschädigte Axt. Dies Grab stammt aus dem jüngeren Bronzealter, etwa 800—600 v. Chr. Durch diese Funde ist erwiesen, daß sich auf der Insel Amager bereits lange vor der holländischen Besiedelung in fernem Vorjahren eine nicht unbedeutende Kultur entwickelt hat.

französischen Kriege wurden vom Beginn des Krieges, im Juli 1870, bis zum 31. März 1871 befördert durch die Norddeutsche Feldpost:

89 639 000 Briefe und Postkarten,
2354 310 Zeitungen,
43 023 460 Taler Dienstgelber,
16 842 460 Taler Privatgelber,
125 916 Dienstpakete,
1 853 686 Privatpakete;

durch die Bayerische Post etwa:

3 240 000 Briefe,
72 000 eingeschriebene Briefe und Geldbriefe,
90 000 Pakete;

durch die Württembergische Post bis zur Rückkehr der Truppen:

6 898 000 Briefe, Karten und Zeitungen,

454 233 Paket- und Geldsendungen im Wert von 4 834 983 Gulden;

durch die Badische Post:

1 470 500 Postkarten, gewöhnliche und beschwerte Briefe,
114 400 Zeitungen,
1 908 100 Gelder, Dienstgelber,
1 023 110 Gelder, Privatgelber,
63 007 Pakete.

Bemerkenswert ist besonders die Angabe eines Poststatistikers, daß zur Kriegszeit der gesamte Postverkehr in Deutschland infolge der Feldpost um 1/3 gestiegen war, also sich mehr als verdoppelt hatte, trotzdem Handel und Wandel doch einen argen Stoß erhalten hatten. Man muß dabei bedenken, daß Hunderttausende im Felde stehender Leute, die mit ihren Lieben daheim einen regelmäßigen Postverkehr unterhalten, in Friedenszeiten vielleicht überhaupt nie oder doch sehr selten Gelegenheit hatten, Briefe zu schreiben oder zu bekommen. Und dieser gesteigerte Verkehr ist nur mit verminderten Kräften ausführbar, denn die altgeschulten Kräfte stehen als Kämpfer im Felde, und die neuen Kräfte müssen sich erst einarbeiten.

Bilder aus dem bombardierten Reims.

„Quarante-neuvième jour du bombardement!“ — „Neunundvierzigster Tag der Beschießung!“ — das ist die neue Zeitrechnung der Bewohner von Reims. Jeden Morgen, noch ehe es dämmt, kriechen sie aus ihren durch Sandfäden geschützten Kellern hervor und eilen, Männer, Frauen und Kinder, mit einigen Flaschen Wein, Brot und kaltem Fleisch für ein „Al fresco-Mahl“ unter dem Arm auf die umliegenden Höhen der Stadt, von wo sie dem Artilleriegeschütz der französischen Batterien mit den auf den eroberten Forts Brimont, Nogent, l'Abbesse und Bedry aufgestellten deutschen Geschützen zusehen. Am Abend, wenn das Artilleriefeuer nachläßt, kehren sie dann wieder in die Stadt zurück und die beiden noch erscheinenden Lokalblätter teilen ihnen mit, welchen Schaden die Deutschen am 49. Tage der Beschießung angerichtet haben. Ein Mitarbeiter des „Daily Graphic“ erzählt, daß besonders die älteren Stadtteile, die Häuser der Rue de Mare, Rue Colbert, Rue de Betheny und Rue Bouchers de Verthes schwer gelitten haben. Was die Geschosse der deutschen Artillerie nicht zerstören, vernichten ihre „mit brennendem Petroleum gefüllten Handgranaten (!)“. Nach Ansicht der Reimer haben es die Deutschen besonders auf die großen Sekkellereien von Bonnières unweit des Marnekanals abgesehen, deren elektrische Station gleich zu Anfang der Beschießung zerstört wurde. Auch die übrigen Gebäude sind schwer beschädigt. Den Champagnervorräten selbst können freilich auch die schwersten deutschen Handgranaten nichts anhaben, denn sie ruhen in ungefähr zwanzig Kilometer langen Gängen, die zehn Meter unter der Erdoberfläche in die Kalksteine der Reimer Berge gehauen worden sind. Von den 120 000 Bewohnern der Stadt sind höchstens 40 000 zurückgeblieben. Obgleich sie sich tagsüber verstecken halten oder auf die Berge flüchten, sind doch gegen 700 die Opfer des Artilleriebombardements geworden und über 1000 wurden, schwerer oder leichter verwundet, fortgeschafft werden. Die meisten Verletzungen sind auf herabfallende Mauerstücke oder einfallende Dächer zurückzuführen. Erst recht zeigt sich aber am Abend, wie verlassen die alte Kronungsstadt der französischen Könige jetzt ist. Kein Licht darf gebrannt werden; weder auf der Straße noch aus den Fenstern der Häuser darf ein heller Strahl leuchten. In den Gasthöfen ziehen die Angestellten doppelte dunkle Vorhänge vor die Fenster, ehe sie Licht anzünden. Auf der Straße herrscht ägyptische Finsternis. Da es oft regnet und man dann die Hand vor den Augen nicht sieht, muß man sich förmlich weiter tasten und fühlern. Von Zeit zu Zeit erklingt der Schrei einer Militärpatrouille, die nachprüft, ob auch kein Lichtschein aus irgendeinem Hause den deutschen Geschützen ein Ziel zu bieten vermag. In den drei oder vier Kaffees und Restaurants, die ihren Betrieb aufrecht erhalten haben, sieht man Uniformen. Schon einige Minuten vor 9 Uhr ertönt der Ruf: „On ferme! On ferme!“ Man schließt mit größter Pünktlichkeit und die Gäste müssen in dunkler Nacht ihre Triebfahrt nach dem oft im Keller gelegenen Heim oder dem Hotel antreten. „Die größte Furcht der Reimer, so meint der Mitarbeiter des „Daily Graphic“ — ist die, die Deutschen könnten vor ihrem Rückzug, der nach ihrer im Norden bevorstehenden Niederlage unvermeidlich ist, noch Rache an der Stadt nehmen und sie in Grund und Boden schießen!“ Nun, die Ereignisse im Norden, also auf dem belgischen Kriegsschauplatz deuten auf alles andere, als auf einen Rückzug unserer Truppen; somit brauchen auch die Bewohner von Reims nicht die Rache unserer Artilleristen zu fürchten.

Kriegsbriebe aus dem Osten.

Nach unserem zum Ostheer entsandten Kriegsberichterstatter (Unberechtigter Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Die Erstürmung von Babbeln.

Armes-Oberkommando Ost, den 14. November.

Die neueste russische Vorwärtsbewegung, deren Charakter hier neuartig war, hat nach den verlustreichen Kämpfen bei Gützlitzheim zu heftigen Gefechten bei Babbeln geführt, die noch andauern. Auf dem südlichen Teil dieses Kampfschauplatzes hatten inzwischen unsere Kräfte, die das 20. russische Korps gegen die Kommanden Beide zurückgeworfen hatten, zurückgenommen werden müssen, das von Suwalki über Goldap das 5. baltische Korps heranziehend, das unsere Kräfte sonst in die Hände gekommen wäre. Unsere Kräfte gingen auf eine besonders günstige Linie zurück.

Auf den beiden Parallelstraßen, die von Klein-Kummetschen nach Gumbinnen abgehen, gingen nun die Russen mit zwei Korps gegen Gumbinnen vor. Es wurde beabsichtigt, diesen Stoß auszuhalten, die Russen, sobald sie in geeigneter Lage marschierten, aus unserer Linie heraus aufzusuchen.

Diesen blutigen und heftigen Kämpfen, die mit einem fluchtartigen Rückzug dieses Teils der russischen Kräfte endeten, konnte ich ungefähr im Zentrum mitten in der Gefechtslinie beobachten. Stärkere Truppenteile von unserer Seite waren von Dorkeben her in Richtung Goldap angesetzt. Die Russen wurden dabei zu solch

eifrigem Rückzug gezwungen, daß ihre Bewegung fast in Flucht ausartete, die erst hinter Goldap zum Stillstand kam.

Auf jeden Fall waren durch diese Kämpfe die Kräfte des deutschen Heeres auf sich angewiesen und mußten einen heftigen Front-Sturmangriff des XX. und Teile des II. baltischen Korps zurückdrängen. Eine Aufgabe, die mit unvergleichlicher Bravour und erstaunlich schnellem Erfolge gelöst wurde.

Die Tage vorher war heftiger Sturm gewesen. Er hatte meinen Wagen, als ich nach Gumbinnen fuhr, wie ein Segel vor sich her getrieben, in der regnerischen Nacht waren die Pferde kaum zu halten gewesen. Vor jedem Schatten, der über die Landstraße huschte, schreckten sie zusammen. Einmal, als ein mächtiger Blütschwamm hart in unsere Räder fuhr, war der Fuchs gar nicht zu beruhigen. Der Wind heulte in allen Tonarten. Die armen Leute auf der Landstraße... Jetzt kam der Nordwind von der Seite, und es fing wieder an kalt zu werden.

Das Wort der Schlacht war lange vorher zu hören. Bei einer Mühle machten wir halt. Sie war Beobachtungspunkt für schwere Artillerie. Ich stieg die schmale Holzleiter hinauf und sah durch das kleine Fenster nach vorn. Rechts seitwärts lag ein Dorf, das von russischen Schrapnells überhüllt wurde. Zweitausend Meter vor mir lag Babbeln, das unsere schwere Artillerie in Brand schloß. Die Flammen leuchteten schon überall hoch. Mit dem bloßen Auge konnte man unsere Schützengräben sehen, die nur leicht hin angelegt waren.

Eine Weile stand ich auf der kleinen Brücke, die von der Mühle zur Treppe führte. Da braunte es, wie das Säusen von großen Kähnen. Rechts neben mir schloß es in das Holzgerüst ein. Ueber dem Kopf summt es. Es ist besser, in den Kähnen zurückzutreten. Ein Stochern höher hat man glänzende Beobachtung. Fast jeder Schuß unserer schweren Artillerie sieht an der richtigen Stelle.

Eine leichte Batterie fährt in der Nähe der Mühle auf, neben uns auf dem freien Feld graben sich eilig die Beobachter ein. Es ist erstaunlich, daß die Russen die Mühle nicht beschützen. Da fängt es auch schon an zu deuten. Eine Granate schlägt genau in der Batterie ein. Atemlose Spannung. „Keine Verluste“, meldet nach einer Weile der Leutnant.

Neben einer mächtigen Tanne klettert die zweite Granate, es werden ein paar Jovige erschlagen, weiter ist kein Erfolg. Unsere schwere Batterie feuert ununterbrochen.

Jetzt erscheinen die russischen Schrapnellwolken, die lange Zeit mit fast komischer Regelmäßigkeit ein paar hundert Meter hinter der Mühle gelagert sind — immer an der gleichen Stelle, an der sich ein kleiner Obstgarten befand — plötzlich vor der Mühle. Unser Hauptmann schließt für einen Augenblick den Schieber. Die Beobachtbarkeit der Russen ist diesmal nicht groß, sie haben jetzt auch mit unserer Infanterie zu tun. In langen Ketten geht die deutsche Infanterie nördlich von Babbeln vorwärts. Auf der Höhe kommen sie in Granatfeuer. Ich sehe durch das Glas ein paar Mann fallen. Es geht zurück in eine kleine Mulde, in der gesammelt wird. Weiter südlich stehen hinter einer langgestreckten Scheune dichte Infanteriemassen zum Ausdrücken bereit. Ich sehe, wie die Russen eine Kette von drei Kompanien nach vorn getrieben werden. Ein Mann fällt, ein anderer schleicht das Gewehr weiter. Ich sehe, wie der Gefallene frampst die Hüfte hochhebt. Er stirbt dort, ich weiß es, aber ich schaue, nur auf die dünne springende Reihe des Raketenburger Grenadierregiments, das gegen das brennende Babbeln jetzt kämpft. Sie verschwinden hinter den Häusern. Ich fühle in allen Gliedern, wie wir vorrücken. Auch nördlich haben wir inzwischen die Höhe überschritten. Reserven schieben sich vorwärts in die Mulde.

Unsere schwere Artillerie feuert ununterbrochen: „Der Eingang von Babbeln ist von uns besetzt!“ schreit der Offizier am Scherenschnitz. Die Vorposten werden jetzt zehn Meter weiter gegeben. Die Freude vom Beobachtungsstand wird laut, fast juchend.

„Da! Witten rein!“ ruft der Major. „Schnellfeuer!“ geht der Befehl nach unten. „Die Russen fliehen in ganzen Scharen, wir haben sie gefesselt.“ 2200 Meter, 2300 Meter, 2500 Meter, Schnellfeuer!

Die Schlacht läuft vorwärts. Wir verlassen die Mühle, wir müssen mit. Das lehmige Feld hält die Hüfte ordentlich fest. Unser Hauptmann ist nach vorn gegangen, sich zu orientieren. Da er läßt und lebendig auf der Höhe neben einem Weidenbusch steht, nehme ich an, daß es richtig ist, ihm zu folgen. Der Rauch von den Geschützen und den brennenden Bäumen lagert über dem Feld. Wir sind bald an den Reserven vorbei. Wir gehen alle schnell, unbewußt schnell vorwärts. Ich höre es nicht mehr, daß die Kugeln faulen und daß die Granaten heulen. Ich bin im Gefechtsnebel und arbeite vorwärts. Jedes andere Gefühl erlischt vor diesem „Vorwärts!“

Russische Gefallene liegen haufenweise auf dem Feld. Ein Mann hat einen Granatplitter in den Schädel bekommen, das Gehirn quillt weich heraus, trotzdem bewegt er ununterbrochen die Hand. Ein deutscher Gefreiter in brim Vorwärtsschreiten von der Kugel getroffen worden, sein Gesicht ist in die Erde gegraben. Durch den Körper geht eine leise zuckende Bewegung, als ich vorbeikomme. Dann liegt er still.

An einer Stelle liegen zwei Feldgrane dicht nebeneinander, der eine scheint dabei gefallen zu sein, wie er dem anderen Hilfe bringen wollte.

Mit unheimlicher Schnelligkeit entfernt sich das Infanteriefeuer nach vorn. Die Reserven schieben sich in dichten Schwärmen heran. Die russische Artillerie hat mit Feuern fast aufgehört. Sie scheint Stellung zu wechseln.

Unsere schweren Batterien feuern ununterbrochen. Im Galopp geht eine Feldbatterie hinter dem letzten Hause des langgestreckten Dorfes Babbeln in Stellung. Der Richtkreis ist bereits vorbereitet. Nach ein paar Minuten dröhnt schon der erste Schuß.

Ich durchschreite einen großen Wirtshausgarten. Hier ist das Bild der Flucht: Hunderte von fortgeworfenen Gewehren, Patronentaschen, Brotbeuteln, Wasserflaschen liegen durcheinander, ein paar Russen bluten in gekrümmter Stellung, einer scheint beinahe aufrecht auf eine Tannenhaut, durch die er sich klachten wollte, als ihn der Schuß traf.

Die Häuser werden durchsucht. Aus einer Tür wird ein Russe gehoben, der sich noch mit Gewehr verdeckt hatte. In einer Scheune steht die Säuberungskompanie mit dem Bajonett in das hohe Stroh. Russische Hülfen schreien auf. Das Stroh färbt sich dunkelrot. „Nachher schießen die Hunde aus dem Stroh“, sagt die Wache. „Das machen sie gern.“ Die da in der Scheune von Babbeln werden nicht mehr schreien.

Große Truppen von Gefangenen werden die Straße hinuntergeführt. Sie sammeln sich bald zu langen Rängen, die kampffähig nach rückwärts trotten.

In einem Weidenkaff liegt auf einer Tragbahre ein russischer Offizier vom kassischen Regiment Luchum. Er hat einen Schrapnellschuß bekommen. Die kurze Pfeife läßt er keinen Augenblick aus dem Mund. Er lacht mit allen Kräften Hüsteln zu wehren. Auffallend ist, wie wenig die geringsten Wundschmerzen, die dabei stehen, sich um den Offizier kümmern. Sie beantworten auch oft vorzeitig die Fragen, die an den Verwundeten gerichtet werden.

Auf der Landstraße trabt ein Stab vorbei. Durch Staubwolken sieht man die Räder des roten Kreuzes wehen, das herannahet. Die Ärzte und Träger suchen die Felder ab, über denen eben wieder Schrapnellwolken erschienen.

Die Russen scheinen sich noch einmal zum Widerstand aufzuheben. Der Kommandeur der Raketenburger Grenadiere macht einen Augenblick halt. Ich werde ihm vorgestellt.

„Keine Granatier!“ sagt der Oberleutnant und sieht nach vorn, als ob er sie vorn ein paar hundert Meter weiter in der Schützengraben leben könne. „Sie haben sie härter sehen.“

Ich bejahe. Das Auge des Kommandeurs ist einen Augenblick wie nach unten gefehrt. Er macht eine Wendung zu dem Adjutanten, der Befehl erwartet. Die Stimme ist jetzt kurz und hart: „Sorgen Sie dafür, daß mein Offizier in einer Stunde, ja, in einer Stunde, sagt der Stabsarzt, begraben wird! Freierlich. Later unser. Nicht wahr?“

„In Befehl, Herr Oberleutnant!“ sagt der Adjutant. „So! Ich den russischen Offizier.“

„Auch Einzelgrab. Aber getrennt natürlich. Bitte, aber rasch.“

„In Befehl.“

Ein anderer Offizier bringt einen Befehl.

„Das Regiment rückt vor.“ sagt der Oberleutnant, und als er sich verabschiedet, sind seine Augen wieder mit diesem unbestimmten Ausdruck in die Ferne gerichtet, als ob sie auf den Hügeln von Rossmelen und Ebergaßen den Sieg winken sehen. Es gibt Siege, die so langsam wirken, daß man sie kaum fühlt. Dieser hier war wie ein finkender Trunk. Er jagte mit mir Märlagen über den Reg in einem. Di anrückenden Truppen jangen. Man hatte die Not für Daprenen noch einmal wieder auf Zeit zurückgeschlagen. Wer weiß, was man nach der Zeit einlegen kann.

Gleichzeitig kommt die Meldung, daß eine Division von Partisanen die Russen vor sich hertrieb.

Der Schützengraben ist jetzt nahe. Die Mienen summen, aber ich geht weiter. Eine große Bayermühle lodert vor uns in mächtigen Flammengarben auf. Auf einem Stübben Feld blicken wir uns plötzlich wie auf Kommando. Es ist fast komisch, mit welcher Gleichmäßigkeit wir die Suche quersuchen. Das sind keine verlorenen Geschosse, wir sind im russischen Feuer, und wir wenden uns doch lieber nach der Schaulfer. Wir gehen im Graben weiter. Die Fenster der Babeln sind zum Teil noch nicht geschlossen, die dunkelste Art leuchtet unheimlich aus ihnen heraus und zeichnet es wie Blutliden auf der gelben Grasnarbe.

Das russische Feuer wird wieder härter. Schrapnells erscheinen. Die Dämmerung beginnt. Wir begeben uns auf den Rückweg, diesmal die Straße entlang. Die Russen versuchen, den Rückzug mit Artillerie zu decken und beschießen mit verblühender Schießen die Amarschützen, um den Munitionsnachschub zu verhindern. Hinter uns schlagen die Granaten mit unheimlicher Regelmäßigkeit ein. Sie verfolgen uns schier. Jedem, wenn wir fünfzig Meter weiter sind, laßt die Granate rechts oder links in den Schützengraben. Es ist kein schönes Gefühl, die Granate im Rücken zu fühlen. Man kann abnen, wie niederhimmelernd und mutvernichtend der Rückzug sein muß. Wir kommen zum Bewußtsein, was der russische Gegner eigentlich leidet, daß er trotz einer unausgesehenen Reihe von Niederlagen immer noch die moralische Kraft zum Angriff aufbringt.

Ich blide nach der Stelle, wo vorhin der russische Beranbete mit dem Kopf schuß lag. Er befindet sich in der gleichen Lage, seine rechte Hand bewegt sich noch immer.

Im Graben am Eingang von Babbeln liegen sich ein Deutscher und ein Russe gegenüber, die im Bajonettkampf getötet haben. Der blutige Deutsche hält das Gewehr mit dem aufgesplissenen Seitengewehr nach wie zur Wehr vorwärts. Sein Kopf ist zur Seite gesunken. Sein Gesicht hat einen stillen und zufriedenen Ausdruck. Es ist möglich, daß das eigene Gefühl die Beobachtung täuscht, aber die Toten einer siegreichen Schlacht, die so schnell vorwärts geht, daß der Gefallene noch an dem Sten, um den er fällt, glaubt, haben oft diesen stillen, merkwürdigen Ausdruck, den man nie wieder vergißt, wenn man ihn einmal gesehen hat. Als ob sanfte Hände über das Antlitz geschritten wären, als ob aus dem trüben Novemberhimmel ein schmales warmes Licht darüberfiele. Ich wünschte, man könnte nur solche Soldatengesichter von Gefallenen sehen, und nicht die andern.

Meine Pferde greifen aus. Bald werde ich in der toten Stube sein, die heute morgen im Frühlichter liegende Soldaten durchzogen. Ein Offizier fragt mich nach dem Standpunkt seines Stobs. Ich gebe ihm den an, den ich von heute mittag kannte. „Den wollte ich selbst, aber sie sind schon weiter, viel weiter.“ Ich hatte eine flache Reitweise für den Abend nach der langen Stille dabei aufgehoben. „Wollen Sie das bitte auf meinem Sten trinken!“ Ich bin heiß genug für heute. Ich darfte inmitten der vorgehenden Truppe einen heißen Sieg erleben.

Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

Zusammenstoß eines Lazarettzuges mit einem Materialzug.

München, 18. Nov. (M.-Z.) Die „Münch. N. N.“ melden: Der bayerische Lazarettzug der Freiwilligen Krankenpflege, gesteuert von Oberleutnant à la suite Grafen v. Mon, ist bei einem Eisenbahnzusammenstoß in Vile schwer beschädigt worden. Der Lazarettzug war am letzten Dienstag für 2 Uhr im Vorbahnhof von Vile angekommen. Nachdem er etwa 20 Minuten gestanden hatte, erfolgte ein furchterlicher Stoß, begleitet von einem gewaltigen Krachen. Der Lazarettzug wurde auseinandergerissen und die Lokomotive mit mehreren Wagen eine Strecke weit fortgeschoben. Die Insassen wurden aus den Betten geschleudert. Ein Materialzug mit 60 Wagen war von rückwärts auf den Lazarettzug aufgefahren. An dem aus 31 Wagen bestehenden Lazarettzug waren drei Güterwagen angehängt. Zwei von ihnen waren mit Liebesgaben beladen. Im dritten befanden sich Pferde unter Aufsicht von zwei Offiziersbedienten. Die Lokomotive des Materialzuges hobte sich derart in den letzten Güterwagen, daß dieser auf die Lokomotive gehoben wurde; über diesem lag der vorliegende mit aufwärtsragenden Rädern. Ein Wagen stieß sich senkrecht auf. Insassen und neun Pfleger wurden durch die zertrümmerten Fenster verlassen. Ein Pfleger erlitt eine Gehirnerschütterung. Die letzten sechs Wagen des Lazarettzuges, die glücklicherweise keine Verwundeten mit sich führten, waren aufeinander geschoben und vollständig zertrümmert worden. Auch der Materialzug ist schwer beschädigt. Die beiden Offiziersbedienten sind tot, desgleichen ein Mann vom Materialzug. Bierzehn Mann vom Materialzug sind schwer verletzt. Die Verwundeten wurden ins Lazarett gebracht.

Verluste etc.

Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 116.

Gestorben infolge Krankheit Hlffs. Otto Wegger im Kriegslazarett Souviers 28. 10. 14.

Berichtigung früherer Angaben.

Geht. Hlffs. Ademann, Ober-Kommande, bish. verm., tm. — Geht. Franz Abton, Offenbach, bish. verm., verm. — Ref. Karl Wlth Ademann, Klein-Linden, bish. verm., verm. — Ref. Jakob Agel, Steinhilb, bish. verm., verm. — Ref. Wlth Mt. Walbach, bish. verm., verm. — Ref. Richard Agel, Darmstadt, bish. verm., verm. — Ref. Ludwig Brand, Offenbach, bish. verm., verm. — Ref. Johann Braun I. Auerfeld, bish. verm., verm. — Ref. Franz Becker I. Wlthheim, bish. verm., verm. — Ref. Heinrich Bins, Alford, bish. verm., verm. — Ref. Theodor Bins, Alford, bish. verm., im Laz. — Ref. Otto Böhl, Tazewerke, bish. verm., verm. — Ref. Friedrich Buhn, Kilmars, bish. verm., verm. — Ref. Jakob Bröder, Vangen, bish. verm., im Laz. — Ref. Hermann Baumann, Tamm, bish. verm., verm. — Ref. Franz Bräuninger, Rosenheim, bish. verm., verm. — Ref. Gustav Blunholt, Kienburg, bish. verm., verm. — Ref. Karl Friedrich Böhmer, Böhra, bish. verm., verm. — Ref. Ludwig Boll, Steinhilb, bish. verm., gest. im Ref. Feldlaz. 67. Komme 25. 10. 14. — Geht. Richard Aug. Sähmann, Weigelsdorf, bish. verm., gest. im Ref. Laz. Warburg 5. 10. 14.

Landwehr-Infanterie-Regt. Nr. 116. Darmstadt.

Gestorben infolge Krankheit Wehmann, Ludwig Hartmann im Kriegslaz. Souviers, Geht. de garçons 28. 10. 14.

Berichtigung früherer Angaben.

Wehmann, Ludwig Hartmann, bish. verm., gest. im Ref. Laz. Engers 1. 10. 14.

Dießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Maßnahmen verboten.)

(Fortsetzung.)

Wie ein großer Schiffsbruch sieht die Straße aus. Mit unumgähligem Geschühen, mit Pulverwagen, Fährzeugen, Geschützen, Trümmern aller Art wie besät. Gelsenfing gleitet durchs Licht des Mondes darüber. Noth hängt her im nachtlaren Aether. Und da taucht auch schon die dunkle regellose Masse des schlafenden Feindes auf. Vor den Männen wölbt sie sich her — in kleineren und größeren Trupps, ohne jede Führung. Solbaten aller Gattungen aufeinandergebrängt. Eine entsehlige Panik greift beim Publiß des Kreuzen unter den Geschlagenen um sich; wie aufgelschrecktes Wild vor dem Jäger, sucht ein jeder, widerstandlos, sein Geil in toller Flucht. —

Die erste Stunde schlug's vom nahen Glockenturm.
Eben ist Napoleon mit ein paar Derten seines Stabes,
Schiff von Gure an seiner Seite, in Gewapp'e eingetritten.
Das Lor wird geschlossen, mit Wägen und Gefäß'g verbarri-
ciert. Dampf drohnen die Stöße und Donnererschläge durch
die Nacht.

Langsam, wie erleichtert aufatmend, reißt Napoleon mit Philipp von Euse voran; an der Bagenerthe entlung, die, sein Kriegsgesand beugend, in der spmalen Straße aufgetaten ist.

Das Auge des Kaisers hat etwas von seiner harten Verweilung verloren. Es ist, als spinnen hinter seiner Stirn schon mieber tausend aufbauende Gedanken.

Über Philipp von Ture ist lobdileich. Sein Gesicht ist ver-
fassen mit größter Aufmerksamkeit nur hält er sich aufrecht.
Eine Augen legt ihm am Leb. Er fühlt, wie seine Kräfte
schwanden. Aber noch muß er leben, er muß! Um seines
Abgotts An rufen.

Jetzt hatten die beiden Ritter an Napoleons weitausholendem Reithengst. Mit sechs kostbaren Degenen ist der berühmte Napoleon bewehrt sich dem Pferde und wirft einem bereisenden Soldaten die Bügel zu. Dann tritt er zum Wagen. Er achtet es nicht, welche ungehörige Mühe es dem General kostet, aus dem Sattel zu kommen.

„Wie lange ist's noch bis zum Hause Ihres Bruders?“
fragt er, ohne sich umzublicken, während die Ordnung ihm
die Pagentür öffnet.

„Bein Minuten, Ihre, die Quersfrage entlang ge-
hen.“

Wacht! Wacht! Ich habe keine Ruhe
Mit einer Chimäre kämpfend laumelt Whilpny von Tur
in den Wogen. Die Tur schließt sich Die Pferde gießen mi
— fahren zu —

Da! Welch ein höllischer Rärm? Schülfe krachen, Kar-
tätschen donnern gegen das Stabthor —
Napoleon führt empor — der Gut fällt ihm vom Kopfe —
Die hocherhabenen Wronken dort! Dort!

"Nehmen Sie mich mit." In wilder Angst, vom Fieber ge-

Der stößt ihn von sich — mit eisernem, bitterbösem
Wid.

Philipp von Ture riss ihm nach, greift mit den Händen in die leere Luft und fällt zu Boden.

„So ist mein Pferd? Mein Pferd!“ dringt Reposewons anghüllende Stimme noch an sein Ohr — in sein sterbendes Bewußtsein hinein.

Draußen vor dem verkommelten Thor hält Ulrich Erlan mit seiner Schwadron. Er hat sich vom Pferde gelassen und — die halbe Schwadron steht abgesehen. Da prengt auch schon Queisenau mit einigen anderen Stabsoffizieren und mit General Bieten heran.

„Was gibt's hier?“ ruft Gneisenau ängstlich.
„Das Tor ist verbarrikadiert, Erzengel. Aber ohne jede Bewachung,“ entgegnet Ulrich. „Die Franzosen müssen im nächsten Augenblick das Gärmen umstellen.“

„Du Befehl! Ich hatte eben schon begonnen, die Kinder-
nisse aus dem Wege räumen zu lassen.“

Mit fliegenden Händen geht es weiter aus Berl. Der Tumult, der aus dem Südboden über die Wiener Schacht, wird von dem Goltzen und Strafen draußen übertrifft. Bald sind alle aufgeführten Hindernisse beseitigt — das Tor erbrochen — der Weg in die schmale lange Hauptstraße frei. Die ungeordnet liegt sie im Licht des Mondes da. Kein Mensch mehr zu sehen. Nur die lange Wagenreihe zieht sich, wie ein dunkler Faden. Nur die lange Wagenreihe zieht sich, wie ein dunkler Faden. Nur die lange Wagenreihe zieht sich, wie ein dunkler Faden.

Vorlichtig, das nachblame Auge überall minder sic
Ulrich an der Spitze seiner Schwadron die erste Fällge giv
schen Wagen und Häupterthe eintreffend. Dicht hinter ihm
Gottfried Schmeder. Und zwischen die ersten Mannen, die
ihnen folgen, zwängt sich Otto von Sager. Was tobt das
Blut in ihm. Die überberedendsten ösflable gären und
quillen in seiner Brust. Verdenklichkeit ist sie erfüllt von
heiligem Feuer kriegerischen Dranges. Seine Seele brennt
vor Begierde, mitzuschleifen, seinen Todfeind in alle Ewigkeit
unfähig zu machen. Und doch schleichen sich auf diesem
Folgen, ergründen langlaunen Milt, — so viel verführere
werden aus Meeresstiefen fängen, — traumhaft süße, traum
haft schmerzliche Gedanken an seine Seele bran. Gernappel
390a beheutet Gernappe seinen Bergen — seiner Men Liebe?

Und doch! Hier in Genappe hatte Zosfa gewillt, ehe er
ste, die schon verloren geglaubte, in Aufnahme wiederfab,
hier in Genappe hatte sie nach dem Tode der Mutter bei dem

machte der russische Gesandte, dem es um den Wunsch ausbrachte, den Peter den Großen¹⁾ zu besichtigen. Schwergelheiten. Der Zar beschloß, der seinem Schwager eine Freude bereiten wollte, ließ sofort ein Boot in Waller legen und den brittischen Verrag an Bord des „Peter des Großen“ rudern. Nach der Klosterröde er-

„Das bin nicht ich, als ist es we-
-rungen an den Thronen sind, was er wandt und die Anfechtun-
ble sich um die Gefallen der berühmten Vorfahren abhül-
haben, leben vom neuen auf. Gross halt, belon'ers Wollüstes er-
achtet man sich da von dem viel berühmteren Chancel. Es ist, der
sich so lebendigen gibt, das Gerichten in seinen Zogel-
schröcklichen gibt das Gerichten in seinen Zogel-
blähren wieder: Vor der Schändt bei Wollüsten hatte Chri-
-t zu der eine fremde Weltung derjenigen Geldform- in Aus-
nicht gefüllt, der seine Stellung verlor. Ergeben ist das be-
kenntlich abhelfen, der mit seinem Kommando das Nationale in
verdrängen kann. „Chri-Christum“ läßt ihn nach der Last in
sich kommen und baut ihn mit der Heiligkeit unter den Wo-ten:
„Ich muß das tun, als ist mir leid. Aber das bin nicht ich, der
dieses Wort viel nun wirklich entstand oder bewußt geblieben wurde
ausgesprochen ist es an leben.“

Bibliography.

[illegible]

— Schwarzwaldfreund 1916.
verfaßten (Notations-Supplement) hergestellt. Druck und Verlag
des Universitätsdruckers Dr. W. Kloppe u. Sohn, Freiburg i. Br.
Preis 40 Hg. — Ein lehrreicher, alter Freund, den Tausende nicht
mehr vermissen möchten, hat sich abermals bei uns eingestellt: der
Schwarzwald-Freund! Schwarzwaldenthallen in Freilands-
probi, im Sommerlang oder zur Winterzeit; Einfuhr aus dem
Leben und Treiben seiner Bewohner, genauen nach der Natur, die
mit solcher Trefflichkeit der Beobachtung, ersten Verhältnissen,
geradezu in Germaßen liegt. Weitere und erste Verhältnisse,
Länder in ihrer Deutlichkeit und deutlichen, Schwarzwaldb-Sagen
und Sitten in reicher Zahl beleben und erläutern deuten.

Medjelträttel.

mit i Zell des menschlichen Häutens, mit i Kanton in der Schweiz.
 Mit d tuts mander zu viel, mit i rühmt es oft der Landmann.
 Mit i ein Vogel, mit b wehrtauglich ein Land.
 Mit b ist es fast und sein, mit a dort schon arder sein.
 Mit i Andre Italiens, mit i Köstlichkeiten vorfind.
 Mit b lobenswerthe Eigenschaften ei es Menschen, mit i ein Tier.
 Mit i eine Gabel, mit i ein Weintraubenstamm.
 Mit i ein Rückenreit, mit i tuts rober Wälsche.
 Mit i eine Stadt, mit i erret es Deutsche.
 Mit a Gegendung der Donau, mit u ein Verbrechen.
 Mit b Ruchfüß, mit u eine Garbe.

Die Anfangsbuchstaben der genannten Wörter ergeben den Namen einer preussischen Provinz.

Auflösung des Logarithms in voriger Nummer:
Zhon. Zran.

alten Universitäts-Bibliothek und Bibliothek des Generals

Frieden mit geschminkt übersehen" (d. h. die erste strategische Fäulnis muß noch blühen, aber vor einer zweiten soll man sich la-
schen); ferner: "Im Krieg, (und alle sich verlieren, wenn sie zu-
kommen) sind zwei Thoren", "Gute Art, Kriegesphilosophie" er-
halten Epigramm: "Der beste Krieg ist eine goldene Fäulnis",
d. h. er trägt sich soviel ein, als er kostet, "Der Krieg bringt
manchem Glück, aber nicht jeder kommt durch", "Der Krieg
ist den Vorkriegenen ein süß Ding", "Krieg ist ein unangenehm Ding",
"Im Krieg regiert mehr die Noth, als die Vernunft", "Schließlich
auch die einfältigen erfinden, aber nichtbedenklicher Nachfragen

[illegible]

nimmst er doch mit Eedw. ein Wo-
 rde. Krieg, Sieg und Friede meinander stehen oder stehen
 sollen, liegen und viele unendliche Distanzen, s. W. „Guttag
 Siegel bringt haben Krieg“, Weller ein trübseliger Krieg, als ein
 selbiger Friede“, ein Sab. der an das trübselige Sprichwort er-
 innert: „Guttag Krieg ist besser, als halber Friede“, deutsch: —
 „Gut Krieg ist zu Ende am besten“ und — edel deutsch! —
 „Der Krieg ist süß“ hat, dem Feind vergeben“. Dem Sol-
 daten aber ruft man zu: „Du Krieg soll man haben“. „Reiche
 Krieges steht man auf den Füßen, nicht auf Geld“, „Reiche
 Krieges soll man nicht haben“, „Krieg ist ein schlechter
 ein unheiliger heiliger Spruch meint: „Der Krieg ist allem heiliger
 ein er“, wer sich bei am höchsten aufstellt und ein für Friede,
 ist der best“. Auch der Feind und Mauthaus wird mit einer
 Sentenz bedacht: „Der Feind ist der Feind“, „Es ist gut Krieges
 dem Feind“. Der Feind ist in den Krieg stehen, der sich vom
 Feind entfernt.“
 Wollen wir zum Eedw. ein Sprichwort haben, das soziales
 auf den gegenwärtigen, und mit so schmerzlichen Mitteln und
 unter so wichtigen Vorwänden aufzunehmenden Krieges gemüth-
 lich, so rufen wir wie unsere Vorfahren den Feind zu: „Die
 Feinde sind nicht aufzuheben, werden gelassen!“

Dermifibres.

« **Panzerstürme aus Segelkuch.** Der Oberst Wellesley, ein Engländer, der als Militärlands in Wien und Trieben die Russen kenne gelernt hatte, erzählt in seinen Erinnerungen die glücklichsten Geschichten von der Corruption russischer Beamten. Da erspähte Wellesley auf die geniale Weise das berühmte Panzer-schiff „Peter der Große“, armirt mit Feuerschiffen gemacht worden, — Der Vertreter des Marineministers war beauftragt worden, dem Herrn Alexander II. über den Fortschritt des Baues berichten, aber der Herr Alexander II. war nicht geneigt, mit dem Bericht abzufahren. Der Mann war nicht geneigt, als dieser Feuerschiff über zu verfahren, und verlor nämlich den Kopf, als dieser Feuerschiff die Brücke an ihn richtete, welche Fortschritte man in der Fertigstellung des Schiffes gemacht habe. In seiner Kopflosigkeit antwortete der Beamte, daß das Schiff in drei Wochen fertig sein werde. Hocherfreut über diese Antwort, bewachte der Zar, daß er binnen kurzem das Schiff in Kronstadt besichtigen werde. „Gut,“ war aber das Rathgehn von der Seerichtigkeit so weit entfernt, daß es noch in den Dock lag und die in England bestellten Panzerplatten noch nicht abgeliefert waren. Aber der Kaiser hatte seinen Besuch angesetzt und alle nötige Arbeit an Bord des Schiffes wurde daraufhin eingestellt. Hunderte von Arbeitern wurden Tag und Nacht mit dem Bau von Rubien beschäftigt; das Rathgehn wurde mit der höchsten Wachstung eines Panzers bedeckt, und hollerte Lärme auf, wurden erdacht. Als der Zar von Glinburg nach Stambul kam, um seinen Verwandten zu besuchen, erbat er ihm Oberst Wellesley die Geschichte von dem holländischen Panzer-schiff; aber die künftige Söböt wollte nicht daran glauben. Bei der nächsten Waffnung der Kriegsflotte hatte jedoch der Zweifler Gelegenheit, sich von der Wahrheit zu überzeugen. Da der Zar selbst in der britischen Marine dient und als Oberst Wellesley

Health Insurance: Who's In, Who's Out?

